

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 19

Artikel: Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen [Fortsetzung]
Autor: Vögtlin, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636915>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 19 — XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 10. Mai 1924

~ Lenzabendlied. ~

Von S. Hoßmann.

Zur Ruhe ziehn die zarten, weißen Lämmer
An dem lenzblauen, blanken Himmelsrund,
Und in den duftig lauen Abenddämmer
Sinkt frühlingsweich ein Lied aus Kindermund.

Und wenn verklungen sind des Tages Hämmer,
Perlt noch der Amsel Nachtgebet im Grund.
Und sink und Spas und all' die tollen Schlemmer
Ruhn, traumbeglückt vom jungen Liebesbund.

In schleierzarten, schlanken Birkenzweigen
Verklingt des Abendswindes Harfe sacht.
Und in das heilige und tiefe Schweigen
Lauscht sterngeschmückt die milde Malennacht.

Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen.

Kulturgegeschichtliche Novelle von Adolf Böglin.

14

Magdalena konnte ein unfreiwilliges Lächeln nicht unterdrücken; doch verschwand es auf ihrem Gesicht wie ein Blick, der nur einen Augenblick ernsthafte Wolken beleuchtet.

„Ich begreife wohl, warum Ihr mich nicht versteht. Ein Mensch, der sich harmlos fühlt, wird niemals begreifen, wie andere ihm Schuld beimessen können. Das nasse Bächlein begreift auch nicht, warum das einfältige Kind so wegen seiner Nässe schilt. Aber wißt Ihr denn gar nicht, womit Ihr mir weh getan habt?“

„Wenn ich es wüßte, wollt' ich es bitter bereuen!“

„Wie konntet Ihr es denn über Euch bringen, Meister Hansjakob, die Heiligkeit der Jungfrau Maria dadurch zu entweihen, daß Ihr dem reinen Leib der Heiligen auf Eurem Bildwerk im Stadthof mein sündiges Haupt aufseht? Das hat mir weh getan, Meister.“

„Es war nicht meine Absicht, Aebtissin, nicht mein Wunsch, noch mein Wille.“

„Und doch habt Ihr jene Gestalten gezeichnet?“

„Sicherlich. Aber was kann ich dafür, wenn sich bei meinem Schaffen Euer Bild in den Vordergrund meiner Phantasie gedrängt? Ich wollte ein reines Antlitz zeichnen, und da stellte sich mir das Eure dar, vielleicht auch darum, weil Ihr die ehrwürdige Frau seid, mit der ich in den letzten Monaten am meisten gesprochen, gehandelt und gewandelt, und weil die natürliche Phantasie stets die frischesten, zunächstliegenden Bilder ergreift und nicht nach denjenigen

hascht, über welche die Vergangenheit ihren nebelhaften Schleier gezogen hat.“

„Und so war es auch mit den übrigen Gestalten beschaffen?“

„Ja, Aebtissin; ich war mir kaum der Subjekte bewußt, die ich auf die Leinwand brachte; nur bei dem verzerrten Antlitz des Schriftgelehrten dachte ich mit Bestimmtheit des Abtes.“

„Und warum habt Ihr ihn so entstellt?“

„Daß es mich nicht aussprechen. Weshalb ich ihn gewählt, weiß ich; warum ich die Züge so verzerrte, ach das früge ich meine innerste Seele vergebens.“

„Nun bin ich froh, daß Ihr so seid, wie ich mir's trotz meiner Anklagen dachte; Ihr seid wie die fröhliche Limmat, die dort unten vorbeirauscht; sie weiß nicht woher, sie weiß nicht wohin, sie weiß nicht warum. So seid Ihr ohne Harm und Schuld.“

Er kniete vor ihr nieder und küßte zum Dank ihre weiße Hand. Das war ein Kuß nicht brennend und verlangend wie derjenige des Abtes; wohligh durchströmte es all' ihre Glieder, und das Herz wurde weit und drängte.

„Noch Eins. Gestehet mir, Meister, ist denn Euer Herz nicht unwillig geworden, als Ihr den Handel Schwerter anhörtet? Hat sich denn Euer Gefühl nicht aufgelehnt gegen seine schreckliche Verunstaltung der katholischen und klösterlichen Verhältnisse der Rechtgläubigen?“

„Ich fühlte bloß, daß, was er aufgeführt, mit seinem Herzblut geschrieben war; ob seine Darstellung wahr ist, kann ich nicht entscheiden; doch ist es nicht unmöglich.“

„Ihr glaubt es wirklich, es wäre nicht unmöglich?“

„Müssen nicht die Angehörigen der Klöster, muß nicht die katholische Geistlichkeit überhaupt zur Unnatur verleitet werden, wenn sie in vollkommen unnatürlichen Verhältnissen ihr Leben verbrauchen müssen?“

Er sah ihr ins Gesicht. Er hatte zu viel gesagt; er war rücksichtslos gewesen wie Schwertter.

Sie sah erschreckt ihm ins Gesicht, das bleich geworden vor Erregung, wie das ihrige, und fragte ihn forschend und die Worte dehnend:

„Und Ihr dient dieser Kirche?“

„Weil ich der Kunst lebe und die Kirche die Kunst beschützt, vielleicht als das Einzige, was in ihr unvergänglich, weil die Kunst ein verschönernder Spiegel der Natur ist.“

In diesem Augenblicke hörten sie durchs offene Fenster vom Klosterhof her Tritte auf dem Kies. Als Hansjakob hinauschaute, gewährte er den Abt, welcher den Grafen Mery de Vic, das bewegliche, schlaue Männlein, zur Pforte geleitete. Da beide fliegend französisch sprachen, konnte er mit Hilfe seiner geringen Kenntnisse in dieser Sprache nur die Hauptsache des Schlusssatzes behalten:

„Euer Hochwürden erinnern sich“, sagte der Graf deutlich zu dem aufgeregten Abte, „daß die Fenstergemälde und zwanzigtausend Kronen abgeliefert werden, sobald der Abt von Mariameerstern dem König den tausendsten Krieger nach Frankreich geschickt hat.“

Jetzt tönte das helle Mettenglöcklein über das weitläufige Kloster hinweg; die Mittagssuppe stand bereit. Hansjakob verabschiedete sich, selber vielseitig ergriffen, von der bedenklich erregten Aebtissin. Und was er zuletzt gehört, brachte sein ganzes Mannesgefühl in Wallung. Sollte der Bürgermeister doch Recht haben mit seinen Vermutungen, und er, der Künstler, im Dienste eines gewissenlosen, seelenverkäuferischen Mönches stehen?

IX.

Die Wochen, welche der Ankunft Magdalenas im Kloster Wettingen folgten, boten den drei Personen, die wir dort ordentlich kennen, sehr verschiedene geistige Unterhaltung. Diese wies bei den Dreien nur darin etwas Gleichartiges auf, daß jede von ihnen genötigt war, eine der beiden andern Personen in ihren Gedankenkreis herein-zuziehen und mit ihr zu rechnen, wie etwa die verschiedenen Teilnehmer bei einem Kartenspiel. Der Aebtissin kam es sonderbar vor, daß Hansjakob, den sie als grundguten Menschen ehrte, Schwertters geißelnde und ihre Anschauung zerfleischende Dichtung nicht nur beanstandete, sondern sogar zu verteidigen wagte. Sie erinnerte sich jetzt freilich, daß sie überhaupt noch nie mit dem Künstler über religiöse Dinge gesprochen; wie kam es, daß sie ihn dennoch für fromm und harmlos hielt? Vielleicht gerade, weil er es sichtlich mied, darüber zu sprechen. Aber warum es meiden? Weil die Religion ihm als eine zu heilige Gefühlsache erschien, oder weil er keine besaß und sich keine Blöße geben wollte? Als der Abt sie einmal mit Hansjakob im Gartenpavillon auf einige Minuten allein ließ, benützte sie fast unwillkürlich die Zeit, um ihn auf sein religiöses Bekenntnis zu unter-

suchen. Es war Dämmerung. Die Limmat, die in starker Krümmung die Klosterinsel umklammert, floß unter sachtem Rauschen dahin. Da erscholl auf einmal aus dem jenseitigen Ufergebüsch ein Nachtigallengesang, so weich wie die Wellen des Flusses, und schwoll an ihr Herz heran, daß es ihr war, als ob es selber wüchse und schwölle.

„Hört Ihr, wie sie lobpreiset den obersten Herrn der Schöpfung?“ sprach sie leise und bewegt zu ihm.

„Eine süße Stimme ist es; die Erde macht sie einem lieb!“ —

„Und glaubt Ihr nicht, daß sie dem Schöpfer zujauchzt?“

„Wer möchte darüber entscheiden, Aebtissin? Das legt und lege ein jeder nach seiner Herzensregung oder der Eingebung seines Verstandes aus. Ein berühmter Naturforscher in Zürich behauptet, wie auch die Waldleute, welche die Sprache der Vögel verstehen, die männliche Nachtigall locke durch ihren überirdisch schönen Gesang ihr liebendes Weibchen zum Stelldichein und werbe um dessen Liebe. So möchte ich's selber fast halten; denn warum sollte Herr Nachtigall sonst schweigen, nachdem er durch sein tönendes Liebeslied die süße Gemahlin gelockt?“

„So, das glaubt Ihr?“

„Fast möchte ich. Oder es wäre auch möglich, daß der Vogel Freude hätte an seinem ureigenen Gesang, wie Euer Meister Hansjakob, wenn er in stillem Gemach auf Geigentönen mit seiner Seele spricht. Oder, wenn ich sagen darf, wie die ehrwürdige Aebtissin Magdalena, wenn sie einsam und abendlich die Chororgel der Klosterkirche zu Frauenthal spielt!“

„Hansjakob, das tue ich nur, wenn meine Worte zu schwach sind, um Gott und der Jungfrau zu danken, wenn ich jauchzen möchte und nicht darf.“

„Doch waren es oft gar seltsam traurige, klagende Harmonien, fast, als ob das Herz in Zwiespalt mit sich selber wäre!“

„Das war, wenn ich mich selber anklagte vor Gott, ja.“

„Oder vor Eurem eigenen Gewissen, was das Gleiche ist!“ —

Schwere Tritte, die vom Kloster her die Terrassenherabtönten, nahen sich allmählig dem Pavillon, und durch die offenen Fenster und das Zweignetz einer Trauerweide, welche bei Sonnenglut das Plätzchen angenehm beschattete, wurde der weiße Mantel des Abtes sichtbar.

Magdalena fand keine Worte der Entgegnung. Die unerwartete Entdeckung, daß Hansjakob an keinen Gott glaubte, machte sie sprachlos. Und doch, sie hatte ihn erprobt als einen treuen, zuverlässigen Menschen, der mit den höchsten Gaben gesegnet war und keine Spur von Stolz und Ueberhebung zeigte, der hilfreich und gut war, wie nur ein Christ es sein konnte. Nie hatte er ihr seine Ueberzeugungen aufdrängen wollen. Und jetzt führte er eine so gottvergessene Sprache. Sie bereute es, ihn zu einem Bekenntnis gedrängt zu haben, das ihr so viel Mühe machte. „Warum hab' ich's doch wissen wollen?“ fragte sie sich klagend. Aber die Antwort blieb sie sich selber schuldig, da sie es noch weiter gewohnt war, sich über ihre Gefühle für die Mitmenschen Rechenschaft abzulegen. Als Petrus eintrat, entfernte sich Hansjakob unter dem Vorwand, er müsse noch einen Brief an den Bürgermeister in Zürich auf-

sehen, der morgen von einem seiner Standreuter abgeholt werde. Der Bürgermeister habe ihm einen Arbeitsvertrag zugesandt, an dem er noch ein Mehreres verändern müsse. Daß er einem Doppelumschlag, der an ihn gerichtet war, auch einen Brief an den Bruder Martin entnommen und an denselben abgeliefert habe, fand er sich nicht bemüht zu bemerken.

Petrus setzte sich neben die Aebtissin. Sonderbarerweise fing auch er erbaulich über den herrlichen Gesang der Buschfänger jenseits der Wasser zu sprechen an, so daß Magdalena anfänglich glaubte, er habe ihr Gespräch mit Hansjakob belauscht. Ihr Erstaunen steigerte sich noch, als Petrus sich wegen der Nachtigall zur gleichen Meinung wie Hansjakob bekannte und sich halb ernst, halb scherzend dahin äußerte, daß auch unter den Menschen die Männer vornehmlich durch ihre Stimme auf das empfängliche Gemüt der Frauen Eindruck machen. Da senkte sie die Augen und dachte an Hansjakob und den Wohlklang seiner Rede.

„Ist dies vielleicht das geheimnisvolle Mittel, durch welches er mich zwingt, ihn für gut und fromm zu halten?“ dachte sie still.

Er fuhr fort zu erzählen:

„Da ich noch ein wilder Bube daheim im Zugergebiet in Wald und Feld herumstrich, lauschte ich oft beim Abend-
schein dem schönen Gesang der Nachtigall; allein nicht wegen seiner Schönheit, sondern weil es mir Spaß machte, den Vögeln ihre Melodien abzulauschen und sie nachzuäffen, und ich brachte es so weit, selbst die Frau Nachtigall zu narren und in den Busch zu locken, hinter dem ich mich versteckt hielt. Jetzt aber, da ich ein Mann geworden“ — er hob seine Stimme zum höchsten Wohlklang, über den er verfügte — „jetzt aber brauche ich meine ganze Kraft, um ein paar starrköpfige Mönche in Zucht zu erhalten, und meine Stimme versagt, wenn sie ein Weibchen locken will.“

„Herr Bruder, wenn von Gehorsam die Rede ist, so darf ich doch in Treue sagen, daß die Aebtissin von Frauenthal doch stets Eurem ersten Ruf und Befehl Folge geleistet hat.“



Im Banne des Schleiers. — Nach einem Gemälde von E. Renard.

„Das muß ich bekennen, gute Schwester, im Herrn. Doch war es diesmal nicht so gemeint. Liebe Magdalena ...“ — und er legte sachte seinen schweren Arm über die Lehne ihres Stuhles, um zu ihrer Schulter herabzugleiten; zugleich beugte er sich zu ihr hinüber, um ihr die Erklärung leise zuzuflüstern — da nahm sich die Schwester, die bis dahin ein so williges Kind gewesen, die unerhörte Freiheit, seinen Arm in den leeren Sessel gleiten zu lassen, indem sie sich aus demselben herausdrehte und sich merklich von ihrem unbegreiflichen Gegenüber zurückzog. Ihre ruhige Kühnheit machte ihn so stutzig, daß er augenblicklich an sich hielt und seine verjährte Leidenschaft dämpfte, und indem er den süßen Wein seiner Rede verpantlichte, setzte er zu der freundlichen Anrede hinzu: „Ich muß Euch freilich ver-

locken zu einem Schritte, der Euch vielleicht ungerecht dünkt. Jedoch prüfet. Ihr wißt, daß der Bestand Eures Klosters schwachfüßig geworden; und wenn der Verkauf der Güter so fortgesetzt werden muß, um es zu erhalten, dürften die Nonnen von Frauenthal doch bald ausziehen müssen.“

„Aber, Herr Bruder, bin ich denn Schuld an dem traurigen Zustand? Ich habe das Klostergut mit Hilfe des Paters Guardian verwaltet nach Wissen und Gewissen.“

„Ihr seid unschuldig, liebe Schwester. Aber Eurer Unkenntnis der weltlichen Dinge und der Gleichgültigkeit des alten Guardians, der Euch gehorcht, ist sichtlich ein Teil des herannahenden Verderbens beizumessen.“

„Wenn das nachgewiesen ist, wird sicherlich meine Mutter für den Schaden einstehen.“

„Das wird sie, ich weiß es. Doch ist es nicht nötig. Es gibt einen andern Ausweg, Euch und dem Kloster herauszuhelfen. Ihr wißt, daß nach dem Ableben Eurer Mutter das Vermögen des Ritters Hans von Hausen Euch allein zufällt, da Euer Brüderlein von Gott elendiglich hinweggenommen worden ist“, — fügte er kleinlaut hinzu — „und wenn Ihr nun Eure Güter mir oder meinem Kloster verschreibt und Eure Ansprüche aufhebt, so gewähre ich Euch die Vorschüsse, die nötig sind, um Frauenthal Bestand und gedeihliche Entwicklung zu sichern; fünfzigtausend Gulden werden einstweilen hinreichen, um die losgelösten Güter wieder ans Kloster zu bringen.“

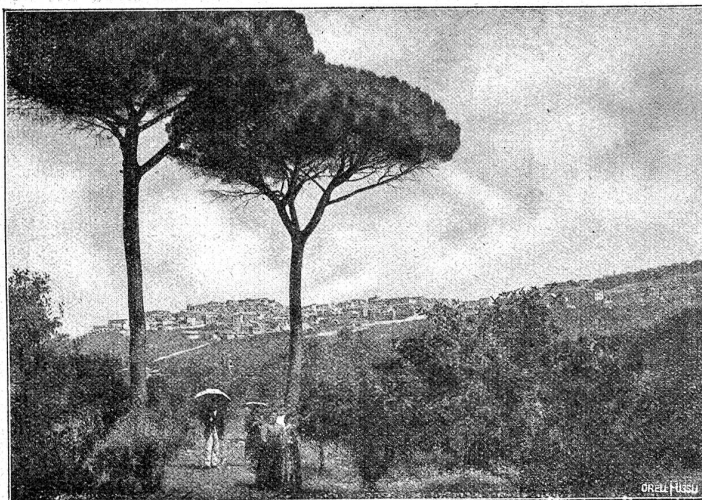
„Kann ich verschreiben, auch wenn ich nicht im Besitze bin?“

„Freilich könnt Ihr das.“

„Wie sollte ich es dann nicht als eine Gnade ansehen, dem Gotteshause, welches mir das himmlische Reich verschafft, meine irdischen Güter schenken zu dürfen?“

„Es ist gut, wenn Ihr so denkt, Schwester“, sagte der Abt, seine mächtige Freude unterdrückend. Jetzt hatte er sie auf alle Fälle in seiner Hand. „In wenigen Tagen will ich Euch die Schriftstücke zur Durchsicht und Unterschrift vorlegen lassen. Dann wird Frauenthal blühen und Magdalena die angesehenste Aebtissin Helvetiens werden!“

„Angesehen vor Gott zu sein, wäre vielmehr meine Begier.“



Girgenti von den Tempeln aus.

(Photoglob Zürich.)

„Wer es vor den Menschen ist, ist's auch vor Gott und der Jungfrau, Aebtissin!“

„Ich kann Euch nicht verstehen, Herr Bruder.“

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder aus Sizilien.

Von Walter Keller. (Nachdruck verboten.)

Vorbemerkung der Redaktion: Wer nach Italien fährt, Rom und Neapel besucht und Zeit zur Verfügung hat und Geld — o das verwünschte Geld, das man nicht hat! — der läßt es sich nicht nehmen, auch noch den Abstecher nach Sizilien hinunter zu machen, um Palermo zu sehen mit seinen paradiesischen Gärten, oder Catania mit den üppigen Orangen- und Zitronenwäldern und dem rauchenden Riesentegel des Aetna im Hintergrund. Gewiß, wer Italien ganz erleben will, muß auch Sizilien besuchen. Aber man sollte diesen Paradiesesgarten mit Muße genießen können, nicht bloß so zwischen zwei Eilzügen; man sollte Sizilien durchbummeln können, wie der Basler Romanist und Italiener Walter Keller dies vor Jahren getan hat. Da wird man freilich nicht bloß die Insel von der Nord- zur Südostküste durchfahren wollen, dem großen Fremdenstrom folgend, sondern man wird auch die berühmten Stätten altgriechischer Kultur in ihren eindrucksvollen Tempelruinen kennen lernen wollen; man wird an die Südwestküste fahren nach Segesta und Selinunt und Girgenti, um dort das schönheitsstarke Griechentum des goldenen Zeitalters mit geistigen Augen zu schauen.

Wir schätzen uns glücklich, aus Dr. Walter Kellers seinem Sizilienbuch*) — erschienen im Kriegsjahr 1917 — mit Genehmigung von Autor und Verleger die Kapitel abdrucken zu können, die uns gerade jenes Sizilien mit der klassischen Vergangenheit schauen lassen.

* * *

1. Girgenti und seine Geschichte.

„Agragas, du schönheitsliebende, herrlichste der menschlichen Städte“, so nannte Pindar in einer seiner Oden das alte Agrigent, als er hier bei dem milden Herrscher Theron zu Gast war. Obwohl diese Stadt erst ein Jahrhundert nach Selinunt und zweihundert Jahre später als Syrakus gegründet wurde, so überflügelte sie doch bald die erstere durch ihren Reichtum und soll zur Zeit ihrer Blüte wie einst Syrakus über eine halbe Million Einwohner gehabt haben.

Den Grund ihrer Wohlhabenheit berichtet uns der Geschichtsschreiber Diodor. „Sie hatten — so erzählt er — Weinberge von vorzüglicher Größe und Schönheit. Der meiste Teil des Landes war mit Delbäumen bepflanzt, woraus sie eine große Ernte machten und solche nach Karthago verkauften. Denn, weil damals dergleichen in Afrika noch nicht angepflanzt war, so erwarben sich die Agrigentiner durch Eintausch afrikanischer Schätze ein unglaubliches Vermögen.“

Der reichste Agrigentiner — so vernehmen wir weiter von Diodor — war Gellias, welcher in seinem Hause viele Gastzimmer hatte und seine Bedienten an die Türe stellte mit dem Auftrag, alle Freunde einzuladen, bei ihm zu logieren. In seinem Keller soll er dreihundert Weinfässer, alle in einen Felsen eingehauen, gehabt haben und jedes davon hätte hundert Eimer gehalten. Als einmal bei schlimmer Witterung fünfhundert Reiter aus Gela ganz durchnäßt ankamen, nahm er sie alle auf, ließ sogleich schöne Röcke und Mäntel für alle herauslangen und gab sie ihnen.“

Gellias war übrigens nicht der einzige, welcher einen

*) „Sizilien“ von Dr. Walter Keller, Drell Fußlis Wanderbilder Nr. 375—380. Verlag Drell Fußli, Zürich.